

## Ludwig-Mülheims-Theaterpreis 2024 an Sasha Marianna Salzmann Laudatio von Tobias Herzberg zur Verleihung am 18. November 2024

Sasha, das ist vielleicht nicht allen hier bekannt: Du läufst zurzeit einen Marathon, der aus festlichen Veranstaltungen zu deinen Ehren besteht. Man könnte sagen, du hast einen Lauf. Vorgestern wurde „Danja, mein dementes Jahrhundert“, dein Stück, aus dem wir eben Auszüge hörten, in einer szenischen Lesung im Berliner Maxim-Gorki-Theater aufgeführt. Daran schloss sich ein öffentliches Gespräch mit Deniz Utlu an, Schriftsteller, Literaturkurator und langjähriger Freund und Weggefährte. Gestern Vormittag bekamst du dann im Deutschen Theater den Kleist-Preis verliehen. Anders als heute beim Ludwig-Mülheims-Preis ist es dort üblich, dass die ausgezeichnete Person eine Preisrede hält, so gestern auch du. Das Redemanuskript ist in gekürzter Form in der Süddeutschen Zeitung erschienen, und ich kann allen die Lektüre nur ans Herz legen. Viel öffentliches Sprechen für dich also in diesen Tagen. Heute darfst du dich zurücklehnen und vor allem zuhören. Deinen eigenen Worten und dem, was ein anderer über dich sagen möchte.

Ich wurde gebeten, in meinen Ausführungen Angaben zu deiner Biografie unterzubringen. Ich werde mein Bestes geben, nur die Informationen, die mir sinnvoll erscheinen, in den Kontext deines künstlerischen Schaffens zu stellen, ohne dich und dein Werk zu biografisieren. Dagegen hast du dich immer gewehrt, und bis heute antwortest du auf die Frage, woher du eigentlich kommst, am liebsten: Vom Theater. Wo, wenn nicht im Theater hätten wir uns treffen können?

### **Sasha und ich, ein Anfang**

„Es ist eine Reise“, ruft Sasha überzeugend und tauscht zwei der am Boden ausgebreiteten A4-Seiten gegen zwei andere aus. „Das hier ist der Anfang, hier geht's los.“ Es ist das Frühjahr 2016 und Sasha und ich befinden uns zum ersten Mal gemeinsam in einem Raum, auf einer Probebühne des Zürcher Schauspielhauses. Gerade erst habe ich den Text auf dem Holzboden ausgebreitet und Sasha erzählt, worum es in meinem Monolog gehen soll, den ich für den Desintegrationskongress schreibe.

Gemeinsam mit Max Czollek hat Sasha das Konzept für diesen Kongress zeitgenössischer jüdischer Positionen erdacht, der rund um den 8. Mai im Studio Я des Gorki-Theaters stattfinden wird. Das Motto: Nie wieder Juden für Deutsche. Soll heißen: Kein Vortanzen jüdischer Klezmer-Klischees vor einem wohlmeinenden, mehrheitlich nichtjüdischen Publikum im Namen eines von der Dominanzgesellschaft einseitig ausgerufenen Versöhnungstheaters. „Nie wieder“ im Sinne der Desintegration meint stattdessen: „Es wird nie wieder alles gut“. Auf dem Programm steht nicht weniger als die radikale Selbstbefragung einer jungen jüdischen Generation in Deutschland - der dritten nach der Shoah, die in so spektakulärem Ausmaß von Migration geprägt ist, dass jüdische Lebendigkeit in Deutschland immer mitgemeint und mitbedroht ist, wenn Stimmung gegen Eingewanderte gemacht wird. Postsowjetische, misrachische, nord- und südamerikanische, west- wie ostdeutsche Perspektiven ergänzen einander selbstverständlich im Kongressprogramm. Sasha und Max sind auf diffuse Weise zuversichtlich, dass es gelingen kann, eine neue jüdische Selbstverortung außerhalb des zugeschriebenen Identitätsdreiecks aus Antisemitismuserfahrung, Israelbezug und Holocaust zu formulieren. Und sie stecken uns alle damit an. Sasha selbst hat es in einem Interview für die Kulturstiftung des Bundes so ausgedrückt: „Identitäten sind Transportmittel und keine Zielpunkte. Ich reise auf meiner Jiddischkeit, wohin ich will.“ Das nennt man Chuzpe. Oder auch den Mut der Verzweiflung: Es muss doch möglich sein, die jüdische Pluralität, die unsere Generation prägt, sichtbar zu machen und zu feiern, queer und laut und unverschämt, ohne gleich wieder auf die Opferrolle reduziert zu werden.

Neben anderen bislang zum Teil wenig bekannten Künstlern, Musikerinnen und Theaterschaffenden, hatte man mich angefragt, einen Beitrag für den geplanten Kongress zu entwickeln. Das Budget ist knapp, also fungiere ich als Autor, Regisseur und Schauspieler in Personalunion. Deshalb ist Sasha nach Zürich gekommen, es ist ein Probenbesuch an meinen damaligen Wohn- und Arbeitsort. Noch vier Wochen bis zum Kongress und ich fürchte, außer einem Haufen zusammenhangloser Blätter bisher nichts produziert zu haben. Doch Sasha hält ein Blatt in die Luft und wedelt damit die Sorgen weg: „Du hast eigentlich schon alles. Diese Szene hier ist der Punkt, auf

den alles hinausläuft. Das Ziel der Reise. Und danach ist eh nichts mehr wie vorher.“

Ich bin verzückt, wie schnell Sasha den Knoten löst. Es ist eine Reise! Natürlich, warum ist mir das nicht aufgefallen? Neben dieser Lehrstunde in praktischer Dramaturgie vermittelt sich mir an diesem Nachmittag in Zürich eine erste Idee der Poetik von Sasha Marianna Salzmann. Alles ist eine Reise.

Nach der Probe in Zürich beginnen wir, einander kennenzulernen. Bis heute haben wir damit nicht aufgehört. In mehr Konstellationen als es mathematisch zwischen zwei Menschen möglich sein dürfte haben wir bereits miteinander gearbeitet und gemeinsam Inszenierungen, Lesungen, Dramatik-Schreibwerkstätten, Festivals, Thementage, Lehrveranstaltungen und Gesprächsreihen zwischen Zürich, Berlin und Wien auf die Beine gestellt. Doch bei allen theatralen Tätigkeiten hatte Sasha sich bereits in Richtung Prosa aufgemacht und veröffentlichte 2017 mit „Außer sich“ den ersten Roman. 2021 folgte „Im Menschen muss alles herrlich sein“.

Nun kann man einwenden, die Reisemetapher für literarische Texte sei naheliegend, die klassische Helden\*innendramaturgie komme ja immer einer Reise nahe: Ohne Abenteuer und Rückschläge keine Erkenntnis, und auch die Lesenden erlebten idealerweise eine Reise, nämlich eine emotionale. Daran ist auch nichts verkehrt. Doch Sashas literarisches Werk handelt, die eigene Lebenserfahrung reflektierend, von konkreten Bewegungen. Von menschlich-individuellen Ortswechseln, die aus unmenschlich-strukturellen Verhältnissen resultieren. Um es zu verschlagworten: von Migration und Exil. Sasha Salzmann, 1985 in Wolgograd geboren, verbrachte die ersten Kindheitsjahre in Moskau und kam im Alter von zehn nach Westdeutschland. Der Familie war als sogenannte „Kontingentflüchtlinge“ die Zuwanderung erlaubt. Sasha weiß, was das Weggehen und Nie-wirklich-Ankommen bedeutet - und kennt den Schmerz, der noch die nachfolgenden Generationen durchzieht. Nicht als leierkastenartiges Lamento über das, was war und nun verloren ist. Sondern wegen der nie endenden und längst verinnerlichten Zuschreibung als Fremde oder Andere in diesem Land. Den Theaterfiguren ist diese

Erfahrung eingeschrieben, und mal mehr und mal weniger explizit versuchen sie, ihr zu entkommen. Der Ausweg aus verwandtschaftlicher Umklammerung wie in „Muttersprache Mameloschn“, der sich als Zirkelschluss erweist, oder die Sehnsucht nach einer Wahlfamilie wie in „Meteoriten“ führt zum Erkennen des Ich im Anderen. Die Forschung nach dem Ursprung oder dem Grund für das eigene In-die-Welt-geworfen-Sein in „Muttermale Fenster blau“ mündet in die Auflösung aller vermeintlich festgefügtten Identitäten - so wie in „Ich, ein Anfang“.

Wenn es der physische Ortswechsel nicht ist, wenn es nicht Emigration, Deportation oder Flucht sind, die Handlung und Figuren prägen, ist es - wie in „Die Aristokraten“, die Abwesenheit all dessen, die Unbeweglichkeit in Einigelung und Isolation, um das toxische, zerbombte Außen ja nicht mehr zu betreten. Doch auch die abgeschottete Innenwelt zu zweit ist Hölle genug. Ein Ausschnitt aus „Die Aristokraten“. Sascha und Schura sitzen in einem Hochhaus und blicken auf die zerstörte Stadt zu ihren Füßen, und sie verkrallen sich ineinander, um eine von Sashas Lieblingsvokabeln zu verwenden. Ein Dialog:

Sascha: Guck runter.

Schura: Ich habe Angst runterzufallen.

Sascha: Gott wird dich auffangen.

Schura: Sei nicht gemein.

Sascha: Doch, ganz bestimmt.

Schura: Du machst mir ein bisschen Angst, wenn du so bist.

Sascha: Glaubst du nicht?

Schura: Ehrlich gesagt, ist der letzte, über den ich reden will, Gott.

Sascha: Wieso? Was hat er dir getan?

Schura: Nicht so viel. Das ist das Problem.

Als Theatermacher kann ich mir nur wünschen, dass Sasha wieder mehr Theaterstücke schreibt, denn was sind das für herrliche Dialoge. Was für eine Rückverwandlung des alten jüdischen Witzes in eine traurige Pointe. Was wir hier hören, ist nur die Spitze des Eisbergs. Darunter liegt im Grunde die alte Frage, ob Juden Witze über die Shoah machen dürfen. Kennen Sie den: Zwei Überlebende erzählen sich Witze über Auschwitz.

Sie lachen wie irre. Gott kommt vorbei. Er ist ganz konsterniert und sagt: „Wie könnt ihr Witze machen über Auschwitz?!“ - „Gott, das kannst du nicht verstehen“, antworten ihm die beiden, „du warst ja nicht dabei.“

Die Zerstörung, die die „Aristokraten“ umgibt, ist keine Metapher. Sie ist Abgrund und Realität der jüdischen Welterfahrung nach 45.

In allen von Sashas Theatertexten und ganz besonders hier in den „Aristokraten“ wirken die Figuren, als wären sie Teil einer größeren Geschichte und uns - dem Publikum - sei es nur gestattet, einen kleinen Ausschnitt zu sehen und zu hören zu bekommen. Kein Wunder, dass Sasha irgendwann Romancier geworden ist. In der Prosa ist mehr Platz für die Schilderung der Zusammenhänge der Figuren, für die inneren Zustände, für den Kosmos, der ihnen Grenzen setzt oder sie schweben lässt. Beim Lesen von Sashas zweitem Roman, „Im Menschen muss alles herrlich sein“, wird mir auf einmal klar: Sie alle sind miteinander verwandt. Nicht auf der Ebene der Handlung, erst recht nicht im biologischen Sinne, vielmehr im Sinne einer schriftstellerischen Wahlverwandtschaft. Als ermögliche es das Schreiben, die Hand auszustrecken zwischen den vielen möglichen Lebenden und den schon lang Verstorbenen. Figuren und Typen, die einem, setzt man sich mit Sashas vollständigem Werk auseinander, immer wieder begegnen wie alte Bekannte, die einander in bester Absicht das Schlimmste antun. Wie Mischpoche eben.

Fluch und Segen am Theater als Herkunftsort (ein Dorf vor den Toren des Paradieses, wie Sasha es beschreibt): Du bekommst den Dramatiker vielleicht aus dem Theater, aber das Theater nicht aus dem Dramatiker. Und so gerät die Überblendung zwischen Erlebtem und Erzähltem in Sashas neuestem Text für mich zur persönlichsten und mit zur berührendsten Lektüre. „Danja“, der Großvater, erleidet einen Schlaganfall nach dem nächsten. Der 7. Oktober 2023 und was danach geschieht, bringt ihn um den Verstand - doch das Enkelkind, wütend auf die Welt, die den Alten nicht in Ruhe lässt, stellt fest:

„Er ist doch nicht dement, er weiß noch alles  
Es ist das Jahrhundert, das vergisst, nicht er

Und er schaut zu  
Er schaut  
Wie in ein Kaleidoskop  
Eine Libelle durch ihre Facettenaugen  
In ein Draußen, das gebrochen ist, all diese Einzelteile  
Und er sieht“

Danja sieht die grausame Realität unserer Gegenwart, und wie durch seine Augen sehen auch wir: die Kriegsausweitung in der Ukraine, den 7. Oktober, die Geiseln in den Tunneln, die Ermordeten, die Gequälten und Verletzten; die zivilen Bombenopfer in Gaza und im Libanon; den Autoritarismus auf der ganzen Welt, das Erstarren der Rechten, den enthemmten Antisemitismus, die brennenden Toraschreine und die geschändeten Mahnmäler, den Rassismus und die Angst vor allen, die nicht der Norm entsprechen; die Schwäche der Demokratien, die Denunziation des Umweltschutzes, den Sieg des Machismo und die Menschenfeinde in unseren Parlamenten, zum Teil bereits als stärkste Kraft. Wir blicken in den Abgrund, hören unsere Freund\*innen über Begriffe streiten und denken an Hannah Arendt: „Das persönliche Problem war doch nicht etwa, was unsere Feinde taten, sondern was unsere Freunde taten.“

Woran also sollen wir glauben im Angesicht des Zerfalls?

Disclaimer: Hier steht ein queerer Jude, der eine Lobrede auf einen anderen queeren Juden hält, der vom Erzbisum einen Preis für religiöse Dramatik erhält. Nun muss ich ehrlich sein. Keiner von uns beiden, weder Sasha noch ich, werden Ihnen Ihren Glauben retten können. Wenn wir an etwas glauben, dann wahrscheinlich überhaupt nur an den Zweifel. Der Widerstandskämpfer und Shoah-Überlebende Jean Améry sprach von einer „kritischen Distanznahme“, die seinen Glauben einschloss (er meinte damit allerdings den Glauben an menschengemachte Ismen, und nicht den an Gott). Améry unterschied auch zwischen Vertrauen und Vertrauensseligkeit, genauso wie zwischen Zweifel und Verzweiflung, als er sagte: „Auch Zweifel und Müdigkeit schließen in Stunden politischer Entscheidung das dezidierte Engagement nicht aus.“

Und Sascha? Also, Sascha, die Theaterfigur aus den „Aristokraten“, sagt dazu:

„Ich glaube nicht an den Zerfall. Selbst jetzt. Ich sitze hier und schaue runter und glaube es nicht. So wie ich nicht an die Mutter Maria glaube, den Papst und alle Päpste vor ihm, nicht an Jesus - niemals an ihn, Buddha, wie sie alle heißen. Und Gott, na ja, das ist so eine Sache, ich glaube nicht an Gott, aber ich habe Angst vor den Konsequenzen, sagt man ja so schön und ganz ehrlich gesagt, ich schau hoch und empfinde ja auch keine Demut, ich empfinde keine Scham oder Ehrfurcht oder was man so zu empfinden hat, wenn man hochschaut in den Arsch Gottes, aber ich glaube trotzdem an ihn, so ist es. Tu ich nun mal. Bist du überrascht?

Ich glaube nicht an die Armen, Kranken, an die Bedürftigen, ich glaube nicht an Hass und Neid und ich glaube nicht an die ewige Verdammnis, ich glaube nicht an Sodom und Gomorrha, weil ich nicht an Schuld glaube, ich glaube, dass so ziemlich niemand herabsteigt, um uns für unsere Sünden zu bestrafen, nicht beschissene Engel mit Schwertern und drei Flügeln und nicht der Alte persönlich. Ich glaube nicht, dass Noah damals etwas besonders richtig gemacht hat, außer ein scheiß Glück zu haben, ein fettes Schiff gebaut zu haben, na und, von denen gibt es heute auch viele.

Ich glaube nicht an das Ende der Welt, ich glaube nicht daran, dass es vorbei ist, weil das Menschen ständig dachten und dann ging es weiter und Menschen denken sich eine Menge, wenn der Tag lang ist, aber überleben doch alles und das hier, das werden auch ein paar von uns überleben und so tun, als wäre nichts gewesen und weitermachen, und Babys machen, und Geld machen und Autos bauen und sich die Nasen umoperieren und glücklich sein. Wer bin ich, dass ich ihnen das nicht gönne oder, egal ob ich draufgehe oder weitermache, ich meine ehrlich jetzt, ich will auch ein bisschen von diesem Glitzer, von diesem Leuchten, das das Leben hat, und ich will nicht, dass es mir gneidet wird und ich werde es niemandem neiden, geht hin und mehret euch und tragt schöne Kleider und weint bei TV Shows und tanzt euch die Füße blutig, tanzt euch die Beine zu Bruch, weil eure Absätze bis zu den Knien gehen und lacht euch tot und küsst euch und liebt euch und verdammte Scheiße, ja, ich finde, das Leben ist ein Geschenk und tut mir leid das jetzt so zu sagen, ja, als wäre ich dreizehn oder aus ner Sekte oder was, aber das hier ist eine verdammt gute Alternative,

immer noch, zum Nicht-sein ist es immer noch die beste Option. Ich glaube nicht, dass es vorbei ist.“

Liebe katholische Kirche, liebes Erzbistum Köln, liebe Würdenträger und Organisatorinnen. Auch wenn ich Ihren Glauben weder retten noch erschüttern kann (und tatsächlich auch weder das eine noch das andere möchte), kann ich Ihnen doch versichern, dass es mich hellauf beseelt, dass der Ludwig-Mülheims-Preis in diesem Jahr an Sasha Salzmann geht. Denn darin steckt auch ein Fünkchen Anerkennung des Lebens, Leidens und Wirkens derjenigen, die von der Kirche jahrhundertlang anderes zu befürchten hatten, als Theaterpreise zu bekommen. Queere, jüdische, nicht-männliche Personen zum Beispiel. Als wäre Verständigung in unserer zum Zerreißen angespannten Zeit wirklich zu machen - als könnten Worte wahrhaftig was bewirken.

Es ist zwar so: Der Theaterfigur Sascha aus den „Aristokraten“ hat der Nicht-Glaube mehr zu bieten als der Glaube. Denn wenn sie nicht an den Zerfall glaubt, bedeutet das auch, sich aus Trotz am Leben und all dem Schönen und Banalen, das es vielleicht bereithält, festzuhalten. Sich nicht einzurichten in der Weltuntergangspanik und nicht zu richten über die, die sich nach Unbeschwertheit sehnen. „Lassen Sie sich nicht einreden, dass die Dinge so sind, wie sie sind“, sagte kürzlich in einer für einen Politiker ungewohnt dialektischen Rede Hamburgs Kultursenator Carsten Brosda. Oder noch einmal mit Jean Améry: Zweifeln ja, aber nicht verzweifeln.

Sasha, mein Herz, ich bin so froh, dass wir uns getroffen haben. Dass du damals nach Zürich gekommen bist und mir geholfen hast („Es ist eine Reise!“), und dass ich ab diesem Moment Teil deiner Reisegesellschaft geworden bin, sozusagen als Zuvögelchen. Für deine umfassende Theaterarbeit, dein Schreiben und dein engagiertes Wirken weit über die Bühne hinaus gebührt dir dieser Preis. Ich gratuliere dir von ganzem Herzen.